

(Nachdruck verboten.)

101

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Der Priester betete schon: Laßt uns hintreten zum Altare Gottes. Der Einlaß wurde ihm nicht gewährt.

Da saßte er sich zusammen. Er biß die Zähne aufeinander und zerpreßte die Tränen. Rasch drehte er sich um, und fest und entschlossen, mit gehobenem Kopfe, ging er durch den Mittelgang der Kirche, ungeniert vor den strafenden Blicken der Leute, ungeachtet der Pfist, die ihm zugerufen wurden. Er durchschritt das Schiff und trat aus der Kirche hinaus.

Nun hatte er den breiten und schweren Gang seiner Mutter gehabt.

Draußen atmete er auf. Aber es war ihm noch nicht genug getan. Er mußte seinen Widerstand noch stärker betonen. Es war ihm, als versehe er damit der ganzen Gemeinde einen Stieb. Ohne Besinnen ging er hinaus in die protestantische Kirche, wo gerade auch der Gottesdienst stattfand. Er wußte nicht recht, wie es kam, er durchschritt die Kirche bis zur vordersten Bank und setzte sich gerade vor den Altar. Er sang mit und betete mit. Dann hörte er die Predigt an.

Er war verwundert, daß man auch von Gott und Christus, von Heiland und Erlösung predigte — und nicht vom Teufel und bösen Werken, die man den Katholischen antun sollte. Das machte ihn ganz wirr. Er verstand die Feindschaft und Bekämpfung nicht mehr. Auch hier wollte man das Gute. Warum sollte man für dieses Gute in die Hölle verdammn, für das andere der katholischen Kirche aber mit dem Himmel belohnt werden? Schöner und bunter war's ja in der katholischen Kirche — und er roch den Weihrauch gern — hier fehlte ihm etwas. Er konnte nicht warm werden. Aber immer fiel es ihm ein: man wollte doch auch hier das Gute, das Heilige, die Erlösung. Daran hielt er sich. Und ließ sich daran genügen. Das löste ihm den Wirrwarr. Von dem Tage an verstand er die Gegensätze nicht mehr. Und hier hatte man ihn geduldet und eingelassen, obgleich doch alle Leute wußten, daß er katholisch war. Drüben hatte man ihn hinausgestoßen.

Wenn von nun an die Buben „lutherischer Dickkopf“ ihm zuriefen — und sie riefen es ihm nun noch mehr —, so nahm er das ruhig hin. Er rief nicht mehr „katholischer Kreuzkopf“ dagegen. Er fühlte, daß es nichts Schlimmes sein könnte, lutherisch zu sein. Was es Schlimmes sein könnte, verstand er nicht.

Im Dorfe machte man ein groß Mirakel von der ganzen Sache und benützte sie dazu, den Philipp schlecht zu machen, zugleich aber auch, den schlechten Einfluß des alten Krafft zu beweisen.

In der Ansprache an die Erstkommunikanten am folgenden Sonntag, dem „weißen Sonntag“, waren ein paar Bemerkungen darüber, die nicht leicht mißzuverstehen waren. Der Pfarrer Knödterich machte von Zeit zu Zeit Gedächtnisse von der ewigen Sehnsucht nach der ewigen Liebe — nun schwelgte er ein wenig in ihrer Erfüllung.

Der Krafft blieb jetzt und später still dazu. Die Klar hallte die Häufte und ging mit mächtigen Schritten, ihren Philipp an der Hand, aus der Kirche heim. Sie kochte.

Bei der alten Lisbeth klopfte sie ans Fenster und rief sie her. Dann erzählte sie ihr die Vorkommnisse und machte ihrem Aerger Luft. Sie wußte auch nicht, ob sie nicht selbst über ihren Philipp herfallen sollte.

Die alte Lisbeth hörte sie ruhig an. Die Klar wurde schon ungeduldig, daß sie nichts sagte. Gab sie auch ihrem Philipp unrecht?

Schon wollte sie auf ihn schimpfen.

Da sagte die alte Lisbeth: „Haßt recht getan, Bub,“ und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Damit war für die Klar der Philipp von aller Schuld losgesprochen, und sie war stolz auf ihn. Die Stangin mochte ruhig noch eine Stunde früher ihren täglichen Kirchgang beginnen, es machte ihr nun nichts mehr aus.

Der Sonntag war ihr nun richtig ein „weißer“. Und gut und schön stand ihr mittendrin die alte Lisbeth.

Am Mittag ging sie in ihren Garten und schnitt Blumen. Die schönsten von den Stöcken. Es wurde ein mächtiger und bunter Strauß. Dann ging sie hin zur alten Lisbeth und legte ihn auf den Tisch:

„Da, Lisbeth, daß Ihr was habt zu Euer'm weißen Sonntag.“

Und dann schämte sie sich — o, dann schämte sie sich so sehr, als sie das getan hatte.

8.

Eigentlich war es bis jetzt dem Philipp ziemlich gleichgültig gewesen, was er werden sollte. Es war für ihn ganz natürlich, Maurer oder Ziegemacher zu werden. Weiter stand sein Sinn gar nicht. Der Kreis der Gasse hier, das war sein selbstverständlicher Lebenskreis, ohne daß er darüber nachgedacht hätte. Hier gehörte er dazu, und hier würde er für immer bleiben, wie es jeder tat, der zu ihr gehörte, weil er in ihr jung gewesen war. Und wer neu hinzukam, nun, der kam eben aus einer ähnlichen Gasse von auswärts, in der auch nur kleine Häuser standen, in der sich kaum zwei Fuhrwerke ausweichen konnten, die nichts weiter war als ein Fahrweg, ein Nebenweg der großen Hauptstraße, abseits, unbedeutend, von niemand geschätzt. Und vielleicht hatte die kleine Gasse, wo sie herkamen, nicht einmal so schöne Gärten, nicht den Blick aufs freie Feld hinaus, auf den Grund der Wiesen, auf die Nebenhänge. Der Schreiner Krippentorf, der zugezogen war, war gar in Mainz geboren — was mochte er da gesehen haben von seinem Gäßchen aus — nur Mauern und Fenster — und oben, hoch oben, ein schmales Stück Himmel, der nicht einmal so blau war wie der Himmel hier. Wenn sich der Philipp aber auf die Haustreppe stellte, dann hatte er eine ganze Weite rings und konnte stolz darauf sein. Das war, als ob er das beherrschte. Und wenn es ihm auch nicht gehörte, so gehörte es ihm doch. Er konnte es mit seinem Blick umspannen. Er sah die Rosen in den Gärten, die hohen Malven, die roten Geranien und den weißen und lila Flieder, und wenn es abends feucht durch die Gärten wehte, dann schwebte der Geruch herüber — all her zu seiner Treppe oder an sein Fenster — Nefeda- und Nelken-, Rosen- und Fliedergeruch. Und die Vögel, die hier sangen! Das war doch eine Welt. Eine Welt, von der sich ein Bub Herr fühlen konnte. Und wenn die Kirchen reif waren — und die Zwetschen — und auf dem Lorenz Schwarz seinem Birnbaum die Birnen und in Eckerts Garten die dicken türkischen Pflaumen und beim Nathan, dem geizigen Nathan, die Mirabellen und die Vordorfer und ganz spät, wenn es fast schon in den Winter ging, die harten Lederbirnen — was war's da dabei, wenn man durch einen Zaun schlüpfte oder über eine Mauer stieg. Und war's nicht ein Spaß, wenn man sah, wie der Nathan wie ein Verrückter in seinem Garten herumließ und die Fußspuren verfolgte und mit Fluchen und Ohrenkrachen absuchte, derweil man sich seine Mirabellen gutschmecken ließ. Der Geizkragen, da hatte er's dafür, grad, weil er so geizig war!

Das war doch eine Welt. Und so häßlich war die Gasse auch nicht gerade. Nein, sie war sogar schön. Dem Thomas sein Haus am Anfang mit der breiten Rundung, als hätte's da einen runden dicken Turm geben sollen, das Gärtchen vom Mühlarz dann mit dem zurückstehenden Haus und dem Taubenschlag, dann der Lisbeth ihr Haus, breit gestellt, mit den Dachgauben und den roten Rundziegeln und mit dem hellen Anstrich, der immer ganz weiß schimmerte, wenn er neu war, und dann ein klein wenig rosa wurde. Und da hing die blüteweißen Vorhänge an den Fenstern, und das Fensterkreuz war weiß gestrichen und das Fensterbrett war weiß und blank, und die Scheiben blinkten immer, als seien sie gar keine Scheiben, sondern lauter kleine Spiegel, von Blei eingerahmt. Dann war der Rannetant ihr Haus, das stand ein wenig über die Ecke, der Stangin ihre Hütte stand etwas zurück — aber da war an der Mauer der große Rosenbusch mit den weißen Rosen, und daneben der Ziehbrunnen, der einzige im Orte, außer einem alten zerfallenen in der Untergasse, der stinkig Wasser hatte. Und dann kam die Ziegelei. Dann ihr Haus, dann Stennermichels Garten,

Spengler Schüssels Haus und dann das kleine Häuschen vom alten Dorf, das ins Feld guckte, wie ein Kästchen am Fenster hinaus, neugierig, sehen, vorsichtig und so lieb, daß man's hätte schmeicheln und streicheln mögen. Wenn man ins Feld ging, guckte man sich immer nach dem alten Dorf seinem Häuschen noch mal um, eh das Dorf einem aus dem Gesicht verschwand — denn der Weg ging da gleich über die leichte Anhöhe des Engelbergs und führte um die Ecke — und wenn man, den schweren Kartoffelsack auf dem Buckel, oder die gefessenen Mehren in dicken Sträußen auf dem Arme, oder das Grasbündel für die Geiß auf dem Kopf sich müde aus dem Felde heimzuschleppte, dann war dem alten Dorf sein Häuschen das erste, was man sah. Dann ging's einem wie den Säulen, die den Haber riechen. Man redete sich ein wenig auf, schnaubte einmal und trollte ein bißchen rascher zu.

Es war dem Philipp alles lieb, was die Gasse bot, und wenn er auch manchmal dachte, er möchte lieber an der Pariser Straße in einem zweistöckigen Hause auf die Welt gekommen sein und da wohnen, wenn's drauf und dran ginge, gäbe er seine Gasse doch nicht her und wollte sie nicht vertauschen.

Nun hatte ihm die Mutter also gesagt, er solle Lehrer werden. Es überraschte ihn und war ihm ganz was Neues. Lehrer, das wachte seine Neugierde. Das war ihm wie etwas Wunderbares. Wie wenn er jetzt über einen Berg geschickt werde, von dem er nicht wisse, was dahinter wäre. Aber er wollte schon mal sehen. Sagten sie auch, es mache Mühe hinaufzusteigen, er wollte es schon tun. So arg schwer konnte es ja nicht sein.

Jetzt war er also schon ein Vierteljahr in der Schule vom alten Krafft, und allmählich schwand diese Neugierde. Ein bißchen war ihm ja alles noch eine fremde Welt, die er nicht ohne Bestimmen um sich sah und in der ihm noch vieles fremd schien und ihn überraschte, aber nach und nach gewöhnte er sich ein und fühlte so etwas wie Zugehörigkeit zu dem allem. Aber es war doch noch in sein Fleisch und Blut übergegangen, daß er Schullehrer werden sollte, etwas Höheres, als seine Gasse besaß, mehr als Ziegelmacher oder Maurer. Es war ihm noch fremd. Es war in ihn gelegt, aber er besaß es noch nicht. Er hing nicht daran. Wenn die Mutter morgen sagen würde, er müsse wieder in die Volksschule gehen, er müsse doch Ziegelmacher oder Maurer werden, so wäre es ihm auch recht. Er mußte ja nicht Lehrer werden. Es trieb noch gar nichts in ihm dazu. Er lernte, weil es nicht allzu schwer war, das zu lernen, was von ihm gefordert wurde.

Freunde hatte er nun im Dorf gar keine mehr. Die Huben hatten ihn völlig aus ihren Reihen gedrängt. Nur in der Kirche hatten sie ihm Platz machen müssen, weil der Pfarrer wirklich fürchtete, er könne ein Schäflein seiner Herde abspenstig gemacht kriegen. Er zählte doch immer noch die Zahl, nicht den Wert der Schäflein, und wenn des frommen Mannes heiliger Born auch auf der Kanzel den und jenen bis ins Mark verdonnerte und aus der heiligen Kirchengemeinschaft ganz pro forma ausstieß, gehen ließ er doch keinen. Selbst den Dorn seines Auges, den alten Krafft, hätte er nicht gehen lassen.

Was die Huben auch dem Philipp zuriefen, es versing nicht mehr bei ihm. Da warfen sie ihm seine Armut vor.

„Deine Mutter kann ihr ganz Sach noch für Dich verkaufen.“

„Und wenn Deiner Mutter ihr ganz Sach draufgeht, Schullehrer wirst Du doch keiner.“

Dann warfen sie sich wieder in Positur und gingen an ihm als stolze, aufgeblähte Herren vorbei und höhnten:

„Was bin ich, was kann ich noch werden!“

Der Philipp ließ sich dann und wann hinreißen und schlug einmal drein. Dann wurde er aber jedesmal mit vergerbtem Fell nach Hause geschickt, und schließlich sah er ein, daß es besser war, gar nichts zu tun und die Hohreden ruhig anzuhören.

Was die Reicherer anfangs gesagt hatten: „Ihr seid ja viel zu groß Lumpenzeug, daß Du Lehrer werden könntst“, das sagten nun auch die Armeren.

Der Philipp dachte nur für sich: wir wollen ja sehen. Aber es eiferte ihn nicht weiter an.

(Fortsetzung folgt.)

## 8] Eine alltägliche Erscheinung.

Von Wladimir Korolenko.

Wie es gemacht wird.

Früher, vor nicht gar langer Zeit, ging es anders her als jetzt. Bis zur letzten Zeit, vor der Periode der „konstitutionellen Wiedergeburt“, war eine Hinrichtung ein ungewöhnlicher Ausnahmefall. Sie erregte, erschütterte, erschreckte das Gewissen der Menschen. Man spürte das Entsetzen und sah die finstere, fast mystische Feierlichkeit, die über der Hinrichtung schwebte.

Obgleich in Rußland die Hinrichtungen angeblich schon längst laut Geßel abgeschafft sind, sah das Land (damals) dennoch nicht wenig Hinrichtungen, selbst an Frauen. Aber die Hinrichtung war dennoch keine Alltagserscheinung. Sie wurde vor allem Volle vollstreckt und trug den Charakter einer finsternen „Todesparade“. Man erkannte selbst bei Verbrechern die Todesminute als etwas Feierliches und Heiliges an. Der Delinquent nimmt vor den Augen einer tausendköpfigen Menge Abschied vom Norden und von Süden, vom Osten und vom Westen (und von den Kameraden, für die er sein Leben hingegeben). Der Geistliche zittert am ganzen Körper, der Prokureur bedeckt das Gesicht mit dem Papier, in dem „furchtbaren Geschrei“ des Kommandierenden fühlt man das Beben eines Menschenherzens, der Arzt tritt, in Tränen gebadet, zu den Erschossenen. Alles ist erfüllt von dem Bewußtsein der Feierlichkeit der Minute, von der lebhaftesten Empfindung des Entsetzens und der Verantwortung.

In unserer Zeit ist die Hinrichtung vulgär geworden. Die Dede der mystischen Furcht ist von ihr heruntergerissen. Könnte sie denn bestehen bleiben, wenn die Gerichte an einem Tage dreißig Todesurteile fällen und die Todesstrafe zuerkannt wird „für einen Heberfall, der nur begleitet war von dem Raub von vier Rubeln, eines Paars Stiefeln und Ringen“ (wie das unlängst in Sebastopol der Fall war\*), oder „für den Raub von 15 Rubeln, ohne welchen Nord und sogar ohne welche Verletzung“ (wie das im vorigen Jahre in Ufa geschah\*\*). Man könnte Duzende solcher Beispiele anführen. In dem Maße, wie die „Alltagserscheinung“ an Umfang zunimmt, stumpft das Bewußtsein ihrer Vollstreckung ab. Die Hinrichtung verwandelt sich aus einer „Totenparade“ in eine einfache Vertagserscheinung. Man beginnt die Menschen so ganz nebenbei, ohne Ritual ja selbst ohne die nötigen Vorbereitungen, zu hängen. In der Nacht vom 13. zum 14. Dezember 1908 wurde in Uralst auf Grund des Urteilspruches des Kriegsfeldgerichts das Urteil gegen Lapin vollstreckt, der der Ermordung des Generals Choroschtsin angeklagt war. Der Henker, der für diese Hinrichtung für 50 Rubel gemietet war, trug eine Maske. Der Preis war ziemlich niedrig, wahrscheinlich weil er ein Neuling in seinem Fache war. Der Strick zur Hinrichtung erwies sich als untauglich; man schickte nach einem anderen, aber der neue Strick erwies sich als zu dick. Nun mußte man einen dritten suchen. (Wo? Vielleicht suchte man den Strick in den Bodentammern des Gefängnisdirektors?) Dies alles geschah in Gegenwart des Delinquenten. Die Unerfahrenheit des billigen Henkers zwang den Verurteilten, ihm behilflich zu sein, die Schlinge anzulegen, und das Bänkchen unter den Füßen fortzustoßen. . . . Während dieser ganzen in die Länge gezogenen Prozedur behauptete der Verurteilte in einem fort, daß er an der Ermordung Choroschtsins unschuldig sei.\*\*\*)

In einem südlichen Gouvernement reichte der Gehilfe des Staatsanwalts folgenden charakteristischen Protest ein: Als er bei der Hinrichtung eines zum Galgen verurteilten Gefangenen eintraf, stieß er auf folgende Prozedur: In Ermangelung eines Henkers ließ man den Angeschuldigten erschießen,†) offenbar von der Ansicht ausgehend, „es sei ja schließlich einerlei“. Wenn nur der Mensch getötet wird; wie, ist einerlei. Das hängt in bedeutendem Maße von dem Ermessen und der Initiative der Vollstrecker ab. Am 26. November 1908 war in der Zeitung „Kowaja Rus“ folgendes Telegramm abgedruckt: „Heute wurde bei Tagesanbruch im Hofe des 4. Polizeireviere auf Grund des Urteils des Kriegesgerichts gehängt: Aristofidi, Kotel, Wostokoinikow, Latronow und Rinento. Während der Hinrichtung riß der Strick. Kotel fiel mit furchtbarem Geschrei zu Boden. Der Henker, der dieses Geschrei verhindern wollte, trat ihm mit dem Fuß auf den Hals. Den Grausamkeiten des Henkers gegen Kotel und die anderen Verurteilten wurde durch den Staatsanwaltsgehilfen ein Ende gesetzt.“

Hebrigens mag sein, daß dies eine „Ausnahmerscheinung“ ist. Nicht immer werden unerfahrene Henker zu billigerem Preise gemietet, nicht immer reißen die Stricke, nicht immer muß der Verurteilte warten, bis man in den Dachkammern einen neuen Strick gefunden hat, und nicht jedes Opfer des Galgens muß man statt des einen Males zweimal hängen, denn die Zahl der „erfahrenen“ Henker, die eine reiche Praxis hinter sich haben, wird mit jedem Tage immer größer. Es werden auch nicht in jedem Gefängnis jene entsetzlichen Schencklichkeiten gegen die Delinquenten vorgenommen, die der frühere Abgeordnete Lomatidse in seinem Briefe an die sozialdemokratische Fraktion der dritten Duma in so erschütternder

\*) „Russkija Wedomosti“, Nr. 55, 9. März 1910.

\*\*\*) „Kijewskija Westi“, 27. Juni 1909, Nr. 169.

†) Retisch, „Kijewskija Westi“, Januar 1909.

†) „Kowaja Rus“, 14. Dezember 1908, Nr. 121.

Weise geschildert hat. Wollen wir von den Ausnahmen zu der allgemeinen Regel übergehen und sehen, wie die Hinrichtungen „gewöhnlich“, sozusagen in dem durchschnittlichen Alltagsmilieu, vollstreckt werden.

Noch vor kurzem hat sich der Gefangene Rudolf Glasco, der sich schon einige Jahre ohne Gericht und Untersuchung im Nigaer Gefängnis befindet, an den Abgeordneten Gegeßflori gewandt. Er fleht ihn an, eine gerichtliche Untersuchung für ihn durchzuführen, die auf diese oder jene Weise seinen physischen und moralischen Martern ein Ende setzen würde. Wie Komatidse, so betrachtet auch er die Nachbarschaft der „Todeslandidaten“ als die schwerste aller Martern. „Man setzte mich“, so schreibt er, „in eine Einzelzelle unmittelbar neben der Zelle der Todeslandidaten. In der Nacht schlief ich nicht. Die Todeslandidaten klopfen eifrig an die Wand. In den frühen Morgenstunden erkönten im Gang Sporengeflirr, Lärm, herzerregendes Geschrei: „Lebt wohl, Kameraden!“ ... Auf dem Hofe lösch man die Laternen aus. Die Todeslandidaten werden zur Hinrichtung geführt.“ (Kessk, März 1910.)

Dieses Bild, in großen allgemeinen Zügen entworfen, stellt den Hintergrund dar, auf den die übrigen Quellen, die uns zugänglich sind die Details zeichnen. Ich erhielt persönlich folgende Abschrift des Briefes eines Gefangenen an seine Schwester oder seine Braut, in dem die Eindrücke der Gefängnisbevölkerung, d. h. von Hunderten von Personen (11), während der Hinrichtungen geschildert werden.

„Teure R. R. I Ich weiß nicht, ob dieser Brief Dich erreichen wird, weil ich ihn auf ungewöhnlichem Wege und unfrankiert absende. ... Ich will Dir die Hinrichtung von vier unserer Kameraden schildern, die in der Nacht vom 5. zum 6. November vollstreckt wurde. Am Abend des 5. kam der Gefängnisdirektor in unsere Zelle und versicherte uns, daß unsere zum Tode verurteilten Kameraden begnadigt seien. Wir glaubten fast dem Direktor, um so mehr als die zum Tode Verurteilten an den Oberkommandierenden des Moskauer Militärbezirks ein Gesuch gerichtet hatten, so daß es leicht möglich war, daß der Oberkommandierende die Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt hatte. In Wirklichkeit erwies es sich aber, daß der Direktor uns überhöhlen wollte. Er wußte natürlich, daß die Hinrichtung in dieser Nacht vollstreckt werden mußte und wollte uns beruhigen. Die Verurteilten wußten auch bis zu dem Moment nicht, wo die Hinrichtung begann, so daß sie sich nicht einmal von ihren Verwandten verabschieden konnten. Aber einige unter uns glaubten dem Direktor nicht und beschlossen, die Nacht nicht zu schlafen. Ich schlief um 12 Uhr ein, ohne daß ich etwas bemerkt hätte. Um 3 Uhr erwachte ich und vernahm Geschrei. „Man hat sie hinausgeführt!“ Ich wecke alle Kameraden und laufe zu der Deffnung in der Tür. Ich sehe, im Gange stehen Soldaten (gewöhnlich sind sie hier nicht). Dann vernahm man das Gekirr der Ketten und das Scharren vieler Füße auf dem Asphaltboden des Ganges. Nach einiger Zeit gingen an meiner Tür eine Gruppe von Soldaten vorüber. In ihrer Mitte gingen die vier Verurteilten, im bloßen Hemde, ohne warme Oberkleidung. Man hatte sie direkt aus den Ketten geholt, ohne ihnen Zeit zu lassen, sich warm anzukleiden. Das Klirren der Ketten, das Scharren der Füße auf dem Fußboden, das Geflüster der Aufseher — alles wurde von lautem Schluchzen überhöht. Es weinte einer der Verurteilten, ein junger zwanzigjähriger Bursche, namens Surlow. Die Verurteilten wurden auf den Hof hinausgeführt, von ihren Fesseln befreit und zu der Stelle geführt, wo sie gehängt werden sollten. Es war eine frostige Nacht. Ein kalter Wind wehte. An den inneren Seiten der Gefängnismauern waren überall Soldaten und an der Außenseite Kosaken aufgestellt. Für die Hinrichtung war ein Platz gewählt worden, der aus den Fenstern der Zellen nicht sichtbar war. Ein Galgen war nicht vorhanden. An seiner Statt wurde eine einfache Feuerleiter benutzt, die gegen die Gefängniswand gelehnt war. Die Delinquenten wurden hingeführt und in Reih und Glied aufgestellt. Man las ihnen das Urteil vor und fragte sie, ob sie das Abendmahl nehmen und die Leichte ablegen wollten. Zwei lehnten es ab, während die übrigen zwei das Abendmahl nahmen. Surlow schluchzte in einem fort; die übrigen drei beruhigten ihn, so gut sie konnten. Einer der Verurteilten, namens Roschin, hielt sich trotz seiner 17 Jahre merkwürdig ruhig. Nun, und dann begann die Hinrichtung. Man hante je einen, während die übrigen warten mußten, bis er ganz starr war. Man sagt, daß zwei Aufseher aus unserem Gefängnis als Henker fungierten. Damit man sie nicht erkannte, hatte man ihnen Masken aufgelegt. Uebrigens, man weiß es noch nicht mit Bestimmtheit, wer die Henker waren.“

(Schluß folgt.)

## Belgische Städtebilder.

### V. Brügge.

Von allen niederländischen Städten war Brügge die reichste und die schönste. Wie in einem Brennpunkt sammelte sich hier Handel und Industrie. Das ging bereits im 11. Jahrhundert an, als Deutschland noch ein halbbarbarisches Land war. Mit England, Dänemark und Norddeutschland wurden Handelsbeziehungen angeknüpft. Im 13. Jahrhundert ist Brügge bereits das Haupt der Hanfa. Um 1346 kommen im Seehafen an einem einzigen Tage hundertfünfzig fremde Schiffe an. Das Leben war damals schon ganz international: nicht weniger als siebenundvierzig Königreiche

waren durch Konsuln vertreten. Die Waren Indiens und Japans wurden gegen englische und flämische ausgetauscht. In der Stadt selber wurden Wolstoffe, Samt, Seide, Leinwand und Teppiche fabriziert, und als Sinnbild der Tuchindustrie als der Quelle des flandrischen Reichtums wählte Herzog Philipp der Gute von Burgund, der Schirmherr Brügges, das goldene Vließ, als er 1430 den vornehmsten Ritterorden des Mittelalters stiftete.

Fabelhafte Dinge werden vom Reichtum der Brügger erzählt. Dinos de Rapondis, ein Kaufmann, schoß dem Herzog Johann ohne Furcht, als der 1396 bei Nicopolis von den Türken gefangen genommen worden war, 200 000 Dukatens als Lösegeld vor. Diese Bürger machten sich ein Vergnügen daraus, Fürsten und Könige in den Schatten zu stellen. Die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, Johanna von Navarra, mußte bei ihrem Empfang in Brügge beschämt eingestehen: „Ich glaubte die einzige Königin hier zu sein, statt dessen sehe ich sie zu Hunderten.“

Natürlich reizte der Brügger Reichtum die Habgier der französischen Könige. Ihr Statthalter Jacques de Châtillon schmuggelte eine starke Besatzung in die Mauer ein, aber es ging den Franzosen wie zu Neapel in der „Sizilianischen Vesper“. In einer Nacht bewaffneten sich die Bürger und machten alles nieder, was die flämische Polizei „schilte en vrient“ nicht aussprechen konnte, 4000 Mann, darunter 1500 Mitter. Nun zog das kleine Flandern seine Streitkräfte zusammen und schlug, ein Heer von Bürgern, bei Coutrai, in der blutigsten Schlacht des ganzen Mittelalters, die Ritterchaft von Frankreich. Man hat diese Schlacht nachmals die „Goldsporen Schlacht“ genannt, zur Erinnerung daran, daß sie zu Coutrai die erbeuteten Sporen der französischen Edeln zu Hunderten im Glockenturm aufhingen. Als es mit dem Brügger Reichtum schon stark bergab ging, weil der Kanal mehr und mehr versandete, der die Stadt mit der Nordsee verband, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, leisteten sich die Bürger von Brügge noch eine letzte Machtwortprobe. Sie nahmen Maximilian I. von Habsburg gefangen, setzten ihn in der Kranenburg nahe den Tuchhallen fest und schlugen vor seinem Fenster den Räten, die ihn dazu heranliefen hatten, die alten Privilegien anzutreten, die Köpfe herunter. Ein paar Jahrzehnte später und die Spanier hatten leichte Mühe mit ihrer Totengräberarbeit. Die Entdeckung Amerikas, das den Handel vom Orient, vom Mittelmeer und von Italien abzog, hatte Brügge der Schönen den Todesstoß versetzt. Der Verfall Brügges muß furchtbar gewesen sein. Die fremden Schiffe konnten den Hafen nicht mehr erreichen, die Konsuln und ausländischen Handelshäuser zogen fort. Von den Einheimischen rissen manche selber ihre Häuser ab, weil sie die Unterhaltungskosten nicht mehr aufbringen konnten. Ganze, weite Stadtviertel liegen heute verödet und lautlos da, die im 15. Jahrhundert noch von dem Geräusch der Wagen und dem Geschrei der Menschen widerhallten.

Der Marktplatz ist riesengroß, größer selbst als der zu Brüssel. Aber er erscheint nicht öde, weil an einer Seite der Vesprie, das Wahrzeichen städtischer Macht, wie ihn auch Gent, Tournai und Opren besitzen, gebietend emporragt, dieser unvollendete, 84 Meter hohe Wartturm mit seinem Glockenspiel, das ehemals für ein Wunderwerk galt. Dreimal ist er abgebrannt und in vier Jahrhunderten so geworden, wie er heute ist, und doch ein feingliederiger Bau wie aus einem Guß. In drei Geschossen türmt er sich auf, immer das höhere schlanker und gestreckter, als das untere. Wer heute noch so einen Turm bauen könnte! Die Tuchhallen, aus denen er emporragt, mit Spitzbogfenstern, zweigeschossig, ziehen sich in breitem, unregelmäßigem Viereck unter ihm hin, jämmerlich verfallen und mit Plakaten über und über besudelt.

Im allgemeinen war man hier eifriger im Erhalten alter Bauten als etwa in Gent. Es hat kunstsinige Geistliche gegeben, die auf die Notwendigkeit der Restaurierung mit Wort und Schrift hingewiesen haben, auch die Stimmen der Künstler sind nicht ungehört verhallt. Allerdings war gerade in Brügge der Wille viel — viel besser als die Kräfte. Wer die obere Kapelle vom Heiligen Blut neben dem Rathaus, oder das Hotel Gruthuse, einem ehemaligen Patrizierpalast, der jetzt zum Museum umgeschandelt wird oder die neurestaurierte Kirche von Notre Dame betrachtet, wird sich davon überzeugen.

Man braucht viel Geduld und unendlich viel Nachsicht, um sich Brügge wirklich mit Genuß betrachten zu können, so daß die alte Herrlichkeit dieser Wunderstadt wieder vor einem lebendig wird. Woher ist eine Leiche, aber nicht eine in allen Teilen schöne und wohlerhaltene. Wenn man in der Gondel durch die Kanäle des „Venedig des Nordens“ gleitet, darf man nicht riechen und nicht ins Wasser schauen, das voll von Unrat und Was ist, und man erhebe seinen Blick über den Boden, der von wahrhaft sübitalienischem Schmutz starr, selbst am Bahnhof und auf den Hauptplätzen. Man achte nicht auf die Mehrzahl der Menschen, die in Elend und Schmutz, in tierischer Unwissenheit und Unempfindlichkeit, mit Spigenklöppeln und Betteln ihr Dasein fristen, noch weniger aber auf die Habgier des Alerus, der ein einträgliches Geschäft daraus macht, seine schändlich vernachlässigten Gemälde und Bildwerke in den Kirchen sehen zu lassen. Man hat sich nicht entblödet, die prachtvollen Grabmäler Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria von Burgund im Chor von Unserer lieben Frauen mit einer gemeinen Bretterwand zuzuschlagen, um einen Franken Eintrittsgeld herauspressen zu können!

Man lasse sich's nicht verdrießen, daß Jan van Eycks Madonna des Kanonikus van der Paele, die Perle der altflämischen Malerei,

und Hugo van der Goes' Tod Mariä und die besten Gerard David und Hans Memling mit wertlosem Plunder zusammen in ein Magazin, das sogenannte „Städtische Museum“ gestopft sind, das jedem anständigen Antiquitätenhändler zu schlecht wäre.

Wie unerhöflich reich an malerischen Bildern und architektonischen Schönheiten ist doch dieses Brügge, daß es einen zuletzt doch für sich begeistert. Seine alte Kunst, die Gemälde der van Eyck und Memling — man denke nur an die Krinallabe! — und Gerard David, seiner drei großen Meister, dann die architektonischen Glanzstücke des Velfried und des Rathauses, das selbst den kalten Napoleon in Entzücken versetzte, und das ein so eigentümlich phantastisches Gesamtbild abgibt mit dem vergoldeten Justizpalast und der orientalisches-barocken Kapelle vom Heiligen Blut, dann all die Plätze mit ihrer frommen Ruhe, im Grün ihrer alten Linden schlummernd wie der Hof des Beguinenklosters, der Rathausplatz, der grüne und der Spiegelstaden — zwischen hochgeschwungenen steinernen Brücken streicheln Trauerweiden das unbewegte Wasser — und der ehemalige Hafen Brügges, der Viehessee, mit Schiff umsäumt und nur von Schwänen bewegt, all das sind Bilder, die, aus der Ferne der Erinnerung geschaut, zart und sehnsüchtig werden.

Aber das bloße Ansehen und Schwärmen ist zu nichts nütze. Man wird erst dann wieder froh, wenn man Anzeichen entdeckt, daß dieses hochbegabte und einst so schaffensfreudige Volk, die Flamen Ch. de Costers, einer besseren Zukunft entgegengehen. Wenn erst einmal die geistige Mündigkeit und gesündere wirtschaftliche Bedingungen erfüllt sind, wird vielleicht auch eine künstlerische Kultur ans Licht treten, würdig der Nachkommen der alten Flamen.

Hermann Hieber.

### Kleines feuilleton.

Aus dem Vordbuch eines Lustschiffers. Die Doppelüberquerung des Kanals durch einen deutschen Ballon gehört zu einer der interessantesten Leistungen, die in den Annalen der Luftschiffahrt bisher überhaupt zu verzeichnen gewesen sind. Eine solche Tat ist zwar einmal durch den Engländer Rollis auf einem Aeroplan, aber noch niemals von einem Ballon vollbracht worden. Die „Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt“ veröffentlicht jetzt das Vordbuch, das der Führer des dabei benutzten Lustschiffs, Ingenieur Berdic, während der Fahrt geführt hat, und dadurch wird der Leser in die Lage versetzt, den gesamten Flug nicht nur von Stunde zu Stunde, sondern meist von 10 zu 10 Minuten genau zu verfolgen. Wir sehen das Lustschiff von Essen am 5. Juni 7 Minuten vor 7 Uhr abends mit 25 Kilogramm Ballast abfahren und finden es nach 4 Minuten schon in einer Höhe von 400 Metern und nach weiteren 9 Minuten in 600 Metern mit einer Fahrtgeschwindigkeit von 60 Kilometern pro Stunde. So geht das Vordbuch weiter, indem es nacheinander den Landes- oder Meeressteil, über dem der Ballon schwebt, die Höhe, den Ort, die Lufttemperatur, den noch an Bord befindlichen Ballast, die Feuchtigkeit, die etwaige Bedienung des Ventil, und schließlich einzelne Beobachtungen verzeichnet. Unter den Einzelbeobachtungen finden sich solche über die Fahrtgeschwindigkeit, die Windverhältnisse, besondere Wahrnehmungen, z. B. erleuchtete Städte, Leuchtturmfeuer, hörbares Rauschen des Meeres, Gewittererscheinungen, Geräusche von Ortschaften, Benutzungen des Schleppseiles, Vernehmlichkeit von hörbaren Signalen. Nach noch nicht einstuändiger Fahrt wurde die holländische Grenze überschritten. Ueber holländischem Gebiet hielt sich der Ballon dann etwa 1 1/4 Stunde bei einer dauernden Fahrtgeschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde auf. Die Höhe schwankte etwas um 600 Meter. Die Fahrt über Belgien nahm rund 3 1/2 Stunden in Anspruch. Hier entschied sich das Schicksal der Fahrt. Nachdem kurz vor Mitternacht der Ballon mitten über die Stadt Brügge gefahren war und der Wind in der Höhe von 400 Metern eine genau westliche Richtung befehlte, sah sich der Führer vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt, da er durch diese Luftströmung gerade auf das offene Meer zutrieb und besürchten mußte, die englische Küste zu verfehlen. Er warf insolgedessen Ballast aus und ließ den Ballon bis 600 Meter aufsteigen, weil er glaubte, in dieser größeren Höhe einen mehr nördlich gerichteten Wind anzutreffen. In dieser Erwartung hatte er sich wirklich nicht getäuscht und konnte somit hoffen, über den Kanal hinweg nach der englischen Küste zu gelangen. Die Fahrt über das Meer, das 10 Minuten vor 1 Uhr morgens erreicht wurde, dauerte im ganzen etwa 2 Stunden, denn kurz vor 3 Uhr wurde der Strand der englischen Küste bei Margate deutlich sichtbar. Der Ballon befand sich nun über Wolken, so daß eine Ortsbestimmung nicht möglich war, weil die Aussicht nach der Erde hin verdeckt blieb. Der Führer gedachte jetzt, England zu überqueren, die irische See zu überfliegen und dann in Irland zu landen. Die Fahrtrichtung hatte sich aber aus westlicher in südwestlicher Richtung geändert. Da Gerüche sich im Vertrauen auf die Steigigkeit der Windrichtung zu einem schlummerständchen niedergelegt und einem Begleiter die Führung überlassen hatte, bemerkte er diesen gefahrvollen Wechsel erst dann, als sich das Rauschen des Meeres von neuem ankündigte. Endlich gelang es, durch Ziehen des Ventils aus dem Nebel herauszukommen, und die Lustschiffer sahen sich bereits wieder über dem Meere schweben. Die Fahrtrichtung ging fast genau nach Süden und zwar mit großer Geschwindigkeit. Immerhin konnte man danach er-

warten, wieder nach dem Festland zu gelangen. Um aber sicher zu gehen, wurde nun das Schleppseil ausgelegt und es begann eine prachtvolle Schleiffahrt durch das Meer, wobei sich der Ballon nur 75 Meter über dem Wasser befand. Die Temperatur war von 18 auf 11 Grad gesunken. Auch unter Anwendung dieser Vorsichtsmaßregeln waren sich die Lustschiffer völlig bewußt, daß es jetzt um Leben und Tod ging. Das Lustschiff hatte sich bald wieder so weit gehoben, daß das durchgezogene Schlepptau als nutzlos eingezogen werden mußte. Zu der Gefahr des Aufenthaltens über einem Meeressteil trat noch starker Nebel und ein heraufziehendes Gewitter hinzu. Um acht Uhr bezeichnet das Vordbuch die kurze Bemerkung: „Heulboje hörbar, Land sichtbar, steile Küste“ und man kann sich das Gefühl der Erleichterung vorstellen, das den Führer bei der Niederschrift dieses Vermerks besetzt haben muß. Nun wurde von neuem das Schlepptau ausgelegt. Es dauerte aber fast noch fast 4 1/2 Stunden, bis der Ballon glatt und glücklich auf französischem Boden in der Normandie landen konnte. Im letzten Teil der Fahrt über Land hatte der Ballon einmal eine Höhe von 2000 Metern erreicht und dort einen westlichen Wind gefunden, während in den tieferen Luftschichten die nördliche Windrichtung anhielt. Beachtenswert ist noch der Bericht, daß in der größten Höhe von 2000 Metern die hohe Temperatur von 20 Grad herrschte. Aus diesen Mitteilungen läßt sich ersehen, wieviel sich aus einem gut geführten Vordbuch eines Lustschiffers ablesen läßt.

### Volkswirtschaft.

Die Ueberschwemmung mit japanischen Streichhölzern. Es ist eine recht auffallende Erscheinung im Welthandel, wie fast plötzlich ein verhältnismäßig geringfügig erscheinendes Erzeugnis in einem einzelnen Land einen ganz ungeheuren Aufschwung nimmt. Vielleicht das eindruckvollste Beispiel dafür aus den letzten Jahren ist das japanische Streichholz. Auch die alten Länder Europas haben sich wohl mit den Streichhölzern eingehend beschäftigt, und man weiß unter den Politikern wohl, daß ein Streichholzmonopol keine Kleinigkeit ist. Auch in den Ländern, wo man sich zu einem solchen Monopol nicht hat entschließen können, hat man nicht verfehlt, das Streichholz bei der Auswahl der Gegenstände zu bedenken, die bei einer Erhöhung der Steuern „bluten“ müssen. Für Japan aber ist das Streichholz ein Gegenstand von erstem Rang für Industrie und Handel geworden, und das japanische Streichholz genießt, obgleich es erst auf eine kurze Lebensdauer zurückblickt, in Asien heute einen ähnlichen Ruf wie früher die „Schweben“ in Europa. Es ist auch jetzt kaum noch möglich, mit europäischen Erzeugnissen in Ostasien einen erfolgreichen Wettbewerb gegen das japanische Streichholz zu wagen. In den Listen für den japanischen Handel nach dem Ausland steht das Streichholz jetzt schon an siebenter Stelle, denn im vorigen Jahre wurden von dort fast 21 1/2 Millionen Groß ausgeführt, die den Wert von rund 250 Millionen Mark hatten, eine Summe, die man dem kleinen Gegenstand gar nicht zutrauen sollte. Die Mittelpunkte der Streichholzindustrie in Japan sind Kobe für die feineren Sorten der sogenannten Sicherheitsstreichhölzer und Osaka für die gewöhnlichen. Jene Stadt hat nicht weniger als 70 Fabriken, diese 30, und beide Städte zusammen liefern die Hälfte der gesamten japanischen Produktion und der Gesamtexporte. Außerdem gibt es noch ungefähr 50 Fabriken, die auf Tokio, Nagoya und andere japanische Städte verteilt sind. Insgesamt werden von dieser Industrie 25 000 Menschen beschäftigt, darunter 2/3 weibliche Arbeiter.

### Technisches.

Längliche Zifferblätter. Das Zifferblatt einer Uhr „muß“ rund sein, so meint man. Wie aber die „Deutsche Uhrmacherzeitung“ in ihrer Nummer vom 15. Juli mitteilt, ist ein Pariser Uhrmacher drauf und dran, sich Uhren mit länglichen (viereckigen sowohl wie ovalen) Zifferblättern in allen Staaten durchsetzen zu lassen! Die Zahlen sind auf dem neuen Zifferblatt folgendermaßen angeordnet:

	1	2	3	4	5
12					6
	11	10	9	8	7

Die beiden Zeiger beschreiben statt eines Kreises ein Viereck bzw. ein Oval. Sie werden von Stahlbändern getragen, die von einem natürlich entsprechend abgeänderten Werk ihren Antrieb erhalten. Der Neuerer liegt der Gedanke zu Grunde, daß sich an manchen Bauwerken (etwa im Sims einer griechischen Säulenhalle) die Runduhr nicht filigrant genug ausnehme, und daß ein Rundzifferblatt größeren Durchmessers an den gewölbten Flächen der modernen Wohnungseinrichtungen und der Gebrauchsgegenstände (elektr. Stedlampen, Säulen usw.) mit vertikaler Längenausdehnung überhaupt nicht, ein viereckiges oder ein ovales dagegen sehr wohl anzuordnen ist. Dabei ist es überdies möglich, selbst bei gleicher Zifferblattfläche auf den modernen „Blättern“ die Ziffern viel deutlicher und größer zu zeichnen, als auf den runden. Der Gefunder meint, von der Neuerer werde ganz besonders die Straßenuhr profitieren.